

Tages-Anzeiger: 31; 13.09.2011

## **Gefährliche Beschämungskultur – Scham und Schamlosigkeit**

Daniel Hell

*Unser Selbstgefühl steht durch Beurteilungen, Konkurrenz und Mobbing vermehrt unter Druck.*

Es gehört zur politischen Tradition, sich mit Andersdenkenden auseinanderzusetzen. Während früher vor allem mit Argumenten gerungen wurde, hat sich in den letzten Jahren eine plakative Beschämungstaktik breitgemacht. Statt nach richtig oder falsch zu fragen und sich mit dem Andersdenkenden auseinanderzusetzen, wird der politische Gegner verunglimpft. Konservative etwa werden als ewiggestrige Neinsager hingestellt, «Linke und Nette» müssen es sich gefallen lassen, als Komplizen von Gesetzesbrechern und Sozialhilfebetrügern verdächtigt zu werden. Zwar fehlt für diese Behauptungen jede Begründung, doch geht es offensichtlich nicht darum, die Wirklichkeit differenziert darzustellen, sondern den Gegner kleinzukriegen, indem man ihn beschämt.

Diese politische Unkultur nimmt geschickt eine spätmoderne Entwicklung wahr, um den Gegner dort zu treffen, wo er als stark individualisierter Mensch am meisten verwundbar ist: in seiner Identität.

Ich erkläre mir die um sich greifende Beschämungskultur, die keineswegs auf die Politik beschränkt ist, mit einer wachsenden Verletzbarkeit durch Entwertungen. Je mehr der heutige Mensch auf sich selbst verwiesen ist und je mehr er sein Leben als Unternehmung begreift und führt, desto mehr ist er auch darauf angewiesen, seinen Selbstwert vor sich oder andern unter Beweis zu stellen. Ein allfälliges Scheitern löst dann tiefere Betroffenheit aus.

### **Dem anderen die Würde nehmen**

Die Raffinesse der politischen Beschämungstaktik liegt nun darin, dass den Wählern gegnerische Personen und Haltungen so präsentiert werden, dass man sich über sie erheben kann. Es geht offenbar nicht mehr wie früher darum, Sündenböcke zu schaffen, um von eigenen Schwächen abzulenken, sondern vielmehr darum, dem Andersdenkenden seine Wür-

de zu nehmen und ihm sogar seine Urteilskraft abzusprechen, sodass man sich ihm gegenüber nicht rechtfertigen muss.

Schamlosigkeit wird heute oft als Zeichen unserer Epoche beklagt. Tatsächlich sind zahlreiche Tabus gefallen. Besitz, Geld, Körper und Macht werden ohne Scham zur Schau gestellt. Auch in Talkshows entblößen Menschen ihre Privatsphäre. Gleichzeitig werden die beschämten Personen in unserer Gesellschaft immer zahlreicher, immer mehr auch fühlen sich als Mobbing-Opfer. Aber Mobbing ist nur eine situationsspezifische Ausdrucksform von Beschämt- und Erniedrigtwerden. Selbst Burnout – das andere sozialpsychologische Schlagwort unserer Tage – geht oft mit einem Gefühl der Erniedrigung einher, auch wenn das Schamvolle der Leistungseinbusse durch die Betonung des erschöpfenden Arbeitseinsatzes verdeckt wird.

Gerade die Konzeption von Burnout als Selbstüberforderung kann aber einen Betroffenen dazu verleiten, seine Problematik einzig als persönliches Versagen zu werten, selbst wenn belastende Lebens- und Arbeitsverhältnisse zu seinem Leiden wesentlich beigetragen haben. Damit wird die Isolierung der Betroffenen noch betont. Auch wird der zugrunde liegende Leistungsanspruch an das Individuum nicht infrage gestellt.

Gesellschaftliche Beschämungstendenzen zeigen sich auch in anderen Bereichen, etwa in stetigen, von Misstrauen getragenen und teilweise entblössenden Nachprüfungen im IV- und Sozialbereich. Weniger offensichtlich zeigen sich diese Tendenzen im Bildungswesen und Berufsbereich. Das um sich greifende Evaluationswesen führt dazu, dass der Einzelne laufend von andern beurteilt wird, aber die Konsequenzen dieser Beurteilung selber zu tragen hat.

Gerade die behauptete Objektivität von Evaluationsverfahren kann für den Geprüften besonders beschämende Folgen haben, muss er sich doch für das Scheitern selbst verantwortlich machen. Der Wiener Soziologe Sighard Neckel, der Grundlegendes zu «Scham und Status» (so der Titel seines Buches) erarbeitet hat, stellt fest: «Gerade in ihrer Sachlichkeit kann die Technik der Prüfung das Selbstbewusstsein vernichten – als unbezweifelbare Instanz, die in ihrer Gleichgültigkeit gegenüber der Person des Kandidaten diese nur umso greller ins Licht latenter Abwertung taucht.»

Aber auch wenn jemand erkennt, dass ihm Unrecht geschieht – eine politische Disqualifizierung, eine destruktive Abwertung am Arbeitsplatz, eine ungerechte Beurteilung in Prüfungen oder ein demütigendes Verhalten nahestehender Menschen –, kann die Empörung darüber

die Scham nicht tilgen. Denn trotz des berechtigten Widerstandes bleibt die Erfahrung, dass die eigene Identität von der Fremdbeurteilung abhängt. Noch die Empörung zeugt davon, dass die eigene Wertschätzung sozialen Einflüssen unterliegt. Es ist deshalb irrig zu meinen, der Mensch könne sich völlig selbstständig machen und von Beziehungs- und Umwelteinflüssen lösen.

Dass heute die Scham meistens negativ und als Schwäche beurteilt wird, hängt mit dem modernen Autonomie-Ideal zusammen. Scham darf nicht gezeigt werden, weil sonst zugegeben würde, dass man von andern abhängig ist. Erniedrigungen und Demütigungen werden deshalb weniger als das behandelt, was sie sind, nämlich als subtile Techniken, die Schamfähigkeit von Mitmenschen für eigene Zwecke zu missbrauchen. Zudem werden Menschen durch die Tabuisierung von Scham daran gehindert zu erkennen, was sich wirklich ereignet. Ist doch das Schamgefühl auch ein Hinweis dafür, dass man sich schützen sollte.

Schamgefühle sind für die Selbstentwicklung von grundsätzlicher Bedeutung. Sie haben mit Selbsterkenntnis zu tun. Die moderne Entwicklungspsychologie hat die Bedeutung der Scham für die Persönlichkeitsreife immer besser erkannt. Sicher ist, dass Schamfähigkeit dem eigenen Narzissmus Grenzen setzt und dazu beiträgt, zwischen Idealbild und Wirklichkeit zu unterscheiden. Ich-stark ist nicht, wer sich nicht schämen kann, sondern wer «schamstark» ist, d.h. dank empathischer Erzieher gelernt hat, Schamgefühle anzunehmen und auf ihre Botschaft zu hören.

Scham (abgeleitet vom Wortstamm «skam» = verhüllen) und Beschämung sind Gegensätze. Sie verhalten sich zueinander wie Demut und Demütigung. Durch übermässiges Beschämen geht die positive Potenz der Scham in isolierender oder narzisstischer Abwehr unter. Schon vor einem halben Jahrhundert stellte der Philosoph Günter Anders fest, dass der stark beschämte Mensch mit seinen heftigen Schamgefühlen nichts anfangen kann und, statt seinen Privatbereich zu verbergen, häufig «in eine der Scham direkt entgegengesetzte Attitüde» übergeht, z. B. in die «Unverschämtheit». Günter Anders dürfte damit recht behalten haben. Die «Schamlosigkeit» vieler aktueller Verhaltensweisen zeugt nicht von einer Bedeutungslosigkeit der Schamgefühle, sondern von einer veränderten Einstellung zur Scham. Auch die Schamlässe sind heute nicht weniger geworden. Was Scham auslöst, hat sich nur verschoben: von moralischem Versagen zu sozialem Statusverlust und beruflichem Abstieg, von sexuellen Tabubrüchen zu unmodischem oder unvorteilhaftem Aussehen, von Abwertungen in Gruppen zu Blossstellungen in Internet und Massenmedien.

Es ist deshalb kein Zufall, dass in Psychotherapie und Pädagogik verdeckte Schamängste an Bedeutung gewinnen und Demütigungen sich als eine der häufigsten Ursachen von Depressionen erweisen. Konsequenterweise bekommt der Umgang mit Scham im therapeutischen und schulischen Bereich mehr Aufmerksamkeit. Der Trend zur Beschämungskultur kann aber nur gebrochen werden, wenn weit darüber hinaus erkannt wird, dass Schamgefühle schützenswert sind und nicht beschämt werden sollten. Vor allem Kinder und Jugendliche sind in ihrer Entwicklung gefährdet, wenn sie keinen hilfreichen Umgang mit ihren Gefühlen finden. Es wäre jedoch falsch, davon auszugehen, dass die Identitätsentwicklung bei Erwachsenen abgeschlossen ist und die Auseinandersetzungen mit Scham bei ihnen keine entscheidende Rolle spielt. Von etwas mehr Scham- statt Beschämungskultur würden alle profitieren.